



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meyer, Christian: Zwei fürstliche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts : 2.
Fürstin Eleonore Liechtenstein.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Humanität und der fortschreitenden Zivilisation annimmt, ist aber die Sache nicht abgethan. Es fällt niemandem ein, die Schreckensstrafen der Carolina oder nur des Landrechts wiederherstellen zu wollen. Gegenüber der milden Praxis aber, wie sie sich aus der Statistik ergibt, ist die Frage gestattet, was eigentlich mit solchen Strafen erzielt werden soll. Sie können weder zur Abschreckung noch zur Besserung dienen und haben schließlich nur den einen Erfolg, daß die Anfänger auf der Laufbahn des Verbrechens durch die Gemeinschaftshaft in den kleinen Gefängnissen für das Verbrechen reif gemacht werden und sich nach und nach an die Gefängnishaft gewöhnen, während die fertigen Verbrecher, die Diebe von Profession, nach Verbüßung der gegen sie erkannten kurzen Strafen den Krieg gegen das Eigentum ihrer Mitbürger mit ungeschwächtem Mute fortsetzen, bis sie, wieder und wieder rückfällig, schließlich das Zuchthaus als eine Art von Versorgungsanstalt ansehen. Der gemeine Mann schätzt die Schwere der Verbrechen nach der Strafe, und wenn diese allzu gelinde wird, dann lernt er auch die Missethat gering anschlagen. So lange die gegenwärtige Strafpraxis fortbesteht, kann unsre Strafrechtspflege als ein Mittel der Repression gegen das Verbrechen nicht zur vollen Geltung kommen.

Darmstadt.

Karl Meisel.



Zwei fürstliche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.

2. Fürstin Eleonore Liechtenstein.



U n der Geschichte der Staaten sind es nicht bloß allbekannte, vor jedermanns Augen sich vollziehende Thatfachen, die auf den Gang der Politik bestimmenden Einfluß üben; vielleicht vorzugsweise ziehen sich die eigentlichen tonangebenden Motive in ein geheimnisvolles Dunkel zurück, aus dem sie nur der dem innersten Kern der Dinge nachspürende Fleiß und Scharfsinn späterer Geschlechter wieder hervorzuziehen vermag. Wir wissen nicht, ob dies überall gelungen ist und überhaupt gelingen kann; bei manchen wichtigen Ereignissen der Weltgeschichte sind wir wohl öfters in Verlegenheit, wie wir uns den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu denken haben. Wir fühlen deutlich, daß dieses und jenes überlieferte Faktum nicht der letzte Grund einer Handlungsweise gewesen sein kann, daß das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung ein zu ungleiches ist, als daß wir den von der naiven Anschauungsweise der alten Schriftsteller angege-

Grenzboten III. 1885.

64

benen Außerlichkeiten ein unbedingtes Zutrauen schenken dürften. Daß wir über viele Punkte in der Geschichte der Völker ältern und neuern Datums noch heutzutage, wo doch die Geschichtsforschung ihren eminenten Aufschwung und ihr unterscheidendes Merkmal gerade der Versetzung historischer Motive in die Innerlichkeit des Gemüths verdankt, in tiefem Dunkel schweben, rührt einerseits von der völligen Unmöglichkeit her, aus den dürren Notizen früherer Chronisten ein objektiv richtiges Bild zu erhalten, anderseits wohl auch von der sogar jetzt noch bei vielen herrschenden Art und Weise, sich Weltgeschichte zu konstruiren. Denn wenn auch bei dem oben bemerkten Mangel der ältern Geschichtschreibung Gefahr vorhanden ist, daß für die Phantasie geistvoller Forscher ein allzuweites Feld subjektiver Darstellung offen steht, so hat doch die andre Anschauungsweise, die mit dem Geiste der Geschichte fertig zu sein glaubt, wenn sie Cäsar nach Gallien wie auf den Exerzierplatz gehen läßt, außer der unrichtigen auch noch eine langweilige Seite.

Unter denjenigen Einflüssen, die sich mehr oder minder dem Auge des oberflächlichen Beobachters entziehen und die namentlich in neuerer und neuester Zeit die Geschehnisse der Völker bestimmt haben, nimmt der Einfluß, den die Frau auf den Mann ausübt, nicht den letzten Platz ein. Dieser Einfluß war nicht immer derselbe. Daß diese Verschiedenheit mit der öffentlichen Stellung der Frauen in den verschiedenen Zeitaltern zusammenhängt, braucht wohl kaum erwiesen zu werden. Ich zweifle nicht im geringsten, daß die Frauen aller Zeiten Energie und Willen genug besaßen haben, um ihren ganzen Einfluß, den ihnen ihre natürliche Stellung dem Manne gegenüber giebt, zur Geltung zu bringen; aber erst der neuern Zeit mit ihrer verfeinerten Lebensweise blieb es vorbehalten, das Weib aus dem Innern des Hauses heraus auf den Markt des öffentlichen Lebens zu treiben. Und da ist es denn wieder das Mutterland aller feinen Lebensart, Frankreich, das nicht nur die Vorbilder, sondern auch das größte Kontingent zu der Reihe öffentlicher Frauencharaktere geliefert hat. Welcher reiche Wechsel bunter Gestalten! Was schön und lebenswürdig, geistvoll und witzig, verschwenderisch und zügellos ist — in der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte Frankreichs haben wir es anschaulich vor uns. Von der strengen, schlauberständigen Tochter der Medici und der sanften Gabriele d'Estrees, von der kühnen, leidenschaftlichen Montepan und der kühlen, leidenschaftslosen Maintenon bis herab zu der raffiniert-verschwenderischen Pompadour und der im Pfuhl der gemeinsten Sinnlichkeit versunkenen Dubarry — Welch ein Kreis wechselnder Gestalten, bedeutend genug, um daraus den Kern der neuesten französischen Geschichte zu bestimmen! Nicht nur der Charakter der einzelnen Regenten, auch der Geist der ganzen Zeit spiegelt sich in diesen Frauenbildern wieder. Die kalte, ränkevolle Medicerin — ist sie nicht der lebhafteste Widerschein ihrer unruhigen, kabalesüchtigen und kriegswilden Zeit? Verkündet nicht die liebliche Gabriele d'Estrees den anbrechenden Morgen eines geordneten Zeitalters unter Heinrich IV., dem angebeteten Volks-

könige, unter dem, charakteristisch genug, jeder Bauer sein Sonntagshuhn auf dem Tische haben sollte? Erinnert uns die phantastische, nicht unedel Erscheinung der Montespan nicht an die bessern Jahre Ludwigs XIV., der mit dem Auftreten der Maintenon die dunkeln Seiten seines Charakters, unbezähmbare Ruhmsucht, Frömmerei und bigotte Verfolgungswut hervorkehrte? Wie sehr endlich die Pompadour und die letzte in der langen Reihe königlicher Geliebten, die Gräfin Dubarry, den Eigenschaften und Fähigkeiten Ludwigs XV. entsprechen, ist allbekannt.

Auch die deutsche Geschichte zählt unter ihren berühmten Frauennamen nicht wenige politische Charaktere; doch zeigt sich auch hier sofort der tiefe Gegensatz, der überall und zu allen Zeiten deutsches und wälsches Wesen getrennt hat. Weniger der Grad des Einflusses, den die einzelnen Frauen der beiden Nationen auf ihre Zeit gewonnen haben, als die Art und Weise, wie derselbe zur Geltung gebracht wurde, ist das unterscheidende Merkmal zwischen den politischen Frauencharaktern Frankreichs und Deutschlands. Keine der berühmten Frauen unsers Vaterlandes ist in gleichem Maße wie ihre französischen Ruhmesgenossinnen über die natürlichen Schranken ihres Geschlechts hinausgegangen. Unsere Geschichte hat keine Jeanne d'Arc aufzuweisen, wenn auch deshalb niemand behaupten wird, daß es den deutschen Frauen jemals an patriotischem Opfermut gemangelt habe. Die geschichtlichen Frauen Deutschlands bieten deshalb ein in ruhigere und harmonischere Farben getauchtes Bild dar: fast ausnahmslos finden wir bei ihnen, neben den heroischen Eigenschaften, welche sie über ihre nächste Berufssphäre hinaus hoben, auch die zarteren Seiten vertreten, die das Glück eines engern und engsten Kreises ausmachten. Ist dies auch kein Ruhm in dem gewöhnlichen Wortsinne, so ist es doch eine Zierde, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß häusliche Tugenden und echt weibliches Empfinden recht wohl neben den glanzvollen, nach außen wirkenden Eigenschaften Platz finden können.

Von solcher Art ist die Frau, welcher die nachfolgenden Seiten gewidmet sind. Eleonore Dieckstein gleichet einer der fürstlichen Frauen, wie sie die römische Kaiserzeit in Marmor gebildet oder wie sie Tizian und Holbein gern gemalt haben. Sie war kein Ideal, aber ein typischer Charakter ihrer Gesellschaft, eine Frau des achtzehnten Jahrhunderts, mit allen Vorzügen und Schwächen ihres Geschlechts und ihrer Zeit: voll von Kontrasten, voll Geist und Spott, Anmut und Kraft, herzlich und derb, stark im Wollen, unabhängig im Urteil, ihrer Überzeugung getreu, streng, sittlich, aufopfernd, stolz, keusch und barmherzig. Obwohl aus der Aufklärungszeit erwachsen, behielt sie doch eine Abneigung gegen die philosophischen und humanisirenden Bestrebungen ihrer Zeit; ihre Sympathie wandte sich mehr den herrschenden Ständen und Personen als dem Volke zu; ihr politischer Enthusiasmus war mehr loyal als patriotisch; aber sie hatte eine lebendige Teilnahme für das öffentliche Leben und fühlte

das Unglück der Zeit, den Gegensatz der herrschenden Ideen bis ins tiefste Herz. Sie war eine Zeitgenossin der Frau von Stein, der Angelica Kaufmann, der Landgräfin Karoline von Hessen, der unglücklichen Marie Antoinette von Frankreich und der Königin Luise von Preußen. Sie gehörte der vornehmen Gesellschaft Österreichs an, war eine Aristokratin von Geburt und Gesinnung, eine der ersten Frauen am Hofe Maria Theresias und Josephs des Zweiten. Sie erlebte die französische Revolution und wurde die Stammutter eines Geschlechts, dessen Enkel und Urenkel ihrer mit Stolz und Verehrung gedenken.

Eleonore Liechtenstein war eine geborne Fürstin von Ottingen-Spielberg, eine Tochter des Fürsten Johann Mloys des Ersten, jenes wunderlichen und gutmütigen Duodezsoveräns, von dem der böshafte Ritter von Lang in seinen bekannten Memoiren erzählt, daß er, nachdem seine tiefverschuldeten Güter unter kaiserliche Sequestration gekommen waren, weil er nichts mehr zu regieren hatte, tagelang im Fensterflügel seines Schlosses, oberhalb des Thores gelegen, die aus- und eingehenden Leute beobachtet und mit ihnen con amore geplaudert habe. Auch die sonstigen Zustände am Ottingenschen Hofe waren nicht dazu angethan, einen bildsamen Einfluß auf begabte jugendliche Gemüther auszuüben. Zur Vollendung ihrer Erziehung wurde Eleonore mit ihrer Schwester in ein französisches Kloster nach Strassburg gebracht. Die Mädchen vergaßen dort ihre Muttersprache fast gänzlich, lernten Französisch, etwas Geschichte und Geographie, Reliquien einfassen, Altarpolster sticken und ähnliche Künste. Im Jahre 1760 starb ihrer Mutter Schwester, die Herzogin von Guastalla, und vermachte ihnen ihr ganzes bedeutendes Vermögen. Eleonore wurde dadurch mit einem Schlage aus einer mittellosen, fast armen Prinzessin zu einer der reichsten Erbinnen. Die nächste Folge dieses Glückswechsels bestand darin, daß die beiden jungen Mädchen noch im Sommer desselben Jahres an den Wiener Hof kamen, mit dem, wie die meisten süddeutschen Adelsfamilien, auch die Ottingen seit Alters intime Beziehungen unterhielten. Es dauerte auch nicht lange, so hatten die Schwestern Freier aus den höchsten Kreisen der österreichischen Gesellschaft gefunden. Leopoldine verlobte sich mit dem jungen Grafen Ernst Kaunitz, dem Sohne des Staatskanzlers; zwei Monate später Eleonore mit dem Fürsten Karl Liechtenstein, der sich bereits im siebenjährigen Kriege aufs vorteilhafteste ausgezeichnet hatte und in der Stufenleiter militärischer Ehren bis zum Generalmajor emporgestiegen war. Die ersten Jahre ihrer glücklichen Ehe verlebte Eleonore meist auf ihren Gütern in Mähren und auf denen ihres Mannes in Niederösterreich. Die Wintermonate wurden in Wien zugebracht. Die erste Gelegenheit, nach außen hin bedeutamer hervorzutreten, fand sich für die junge Frau, als sie im Jahre 1764 mit ihrem Gemahl der Krönung Josephs des Zweiten in Frankfurt als Ehrendame assistiren mußte. Auf dem Wege dahin wurde in München, wo die Mißwirtschaft des bairischen Hofes Eleonore scharfe und treffende Worte entlockte, und in Ottingen halt

gemacht. Ergötzlich ist die Schilderung, welche die Reisende von einem Besuche an dem benachbarten Ansbach'schen Hofe macht. Eleonore fuhr in einem alten vierstzigen Wagen, den schon ihre Mutter verwünscht hatte und der unterwegs auch zweimal brach; dabei war sie hofmässig gekleidet und stieß mit ihrer hohen Frisur immer an die Decke des Wagens. Der Markgraf Friedrich Karl Alexander — derselbe, der später sein Land an Preußen abtrat — empfing die Liechtenstein inmitten seines kleinen Hofstaates kühl und feierlich wie ein großer Souverän. Die Hofherren waren nicht unterhaltend, die Damen häßlich, abscheulich angezogen und in einer Weise dekolletirt, wie Eleonore es noch nie gesehen hatte. Bei dem Diner brachten alle Toaste aus. Nach demselben zeigte der Markgraf dem Gaste seine Pferde und Hunde, die er für seine Parforcejagden aus England hatte kommen lassen. Eleonore blieb indessen bei den Damen. Abends war Spiel und Souper, und sie fuhren dann müde und gelangweilt nach Hause. Am 19. März trafen sie in Frankfurt ein. Wer kennt nicht die anschauliche Schilderung, die Goethe von der Krönung Josephs des Zweiten in „Dichtung und Wahrheit“ gegeben hat? Eine große Anzahl Herren und Damen aus den vornehmsten Kreisen ganz Deutschlands hatte sich in Frankfurt zusammengefunden. Schon damals ging Joseph seine eignen Wege, die weitab von der überlieferten Bahn führten. Durch den frühzeitigen Tod seiner ersten Frau, der schönen, melancholischen Isabella von Parma, war er in den Jahren, wo andern der frohe Lebensgenuß erst recht aufzugehen pflegt, zu stiller Zurückgezogenheit und träumerischer Grübeleien veranlaßt worden. „Mein Herz ist von Schmerz erfüllt — schreibt er unmittelbar vor der Krönung an seine Mutter —, wie kann ich von einer Würde erfreut sein, von der ich nur die Last und keine Annehmlichkeit kenne; ich, der ich die Einsamkeit liebe und nur schwer mit unbekanntem Leuten verkehre, soll immer in der Welt sein und Gespräche mit fremden Personen führen; ich, der ich nur wenige Worte habe, soll den ganzen Tag schwätzen und auf angenehme Weise nichts sagen.“ Doppelt bedeutsam klingt aus einem solchen Munde das Lob, das der junge König über die in Frankfurt anwesenden deutschen Frauen äußert: „Die deutschen Frauen gefallen mir in ihrer äußern Erscheinung viel besser als die Frauen in Wien; sie sind fröhlicher und haben mehr Geist.“

Seit dem Krönungsfeste war Eleonore Liechtenstein in nähere Beziehungen zum Hofe gekommen. Es ist ein wahrhaft erquickendes, fast idyllisches Bild, eine Dasee inmitten der Wüsteneien der zahlreichen Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, dieser Hof Maria Theresias. Von ihren Töchtern war im Jahre 1760 die älteste, Maria Anna, 22 Jahre alt, Maria Christine 18, Elisabeth 17, Amalie 15, die jüngeren, Johanna, Josephine, Karoline und Antonie, waren Kinder von 10 bis 5 Jahren. Außer Joseph waren noch vier jüngere Söhne, Karl, Leopold, Ferdinand und Max, da. Einen jähen Riß in das schöne Familienleben machte der plötzliche Tod des Kaisers im August 1765. Einige

Zeit glaubte man, die Kaiserin werde in der Heftigkeit ihres Schmerzes die Regierung an den Sohn abtreten; erst nach und nach gewann die mutige Frau wieder die Lust am Leben.

Die nächsten Jahre nach dem Tode Kaiser Franz' waren für Eleonore von dem buntesten Wechsel des Hoflebens in Anspruch genommen. Nicht ohne ihre Mitwirkung war die zweite Heirat Josephs mit der bairischen Prinzessin Josepha, der Schwester des Kurfürsten Max Joseph, zustande gekommen. Bekanntlich war diese Ehe eine der unglücklichsten, die je geschlossen wurden, und konnte die Verdüsterung in Josephs Gemüt, anstatt sie — wie man gehofft hatte — zu heben, vielmehr nur noch steigern. Dagegen glückte die Verbindung der zweiten Tochter Maria Theresias, Maria Christine, mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, dem spätern Reichsgeneral-Feldmarschall, in einer umso erfreulicheren Weise. Die Memoiren des letztgenannten Fürsten geben ein genaues Bild des gleichzeitigen gesellschaftlichen Hof- und Adelslebens. Wie verschieden war doch dasselbe von jenem des siebzehnten Jahrhunderts und von dem unsrer Tage! Man hörte nichts von den wüsten Gelagen, von den wilden nächtlichen Ritten, von welchen uns die Chroniken nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges erzählen; man hörte auch nichts von der Frivolität und Raffinirtheit des französischen Adels am Hofe Ludwigs XV. Wohl war noch die Rokokozeit mit ihrem koketten Treiben und ihren süßmatten Spielen in der Blüte, aber alles hatte eine feine, glatte Form angenommen. Die Herzen pulsrten gewiß noch in heißer Leidenschaft, die Strenge der Alten und die Ausgelassenheit der Jungen kamen oft in Streit, aber in der häuslichen Zucht und in dem kühlen, steifen Ton der Gesellschaft erloschen die Flammen. Eine große Verschiedenheit war zwischen dem Adel in Innerösterreich und jenem in Böhmen und Mähren. In Steiermark, Kärnten und Krain hatte sich der Landadel mit kleinen Gütern erhalten. In den slawischen Ländern war nach der großen Revolution unter Ferdinand II. der Grundbesitz in großen Latifundien an wenige, zunächst deutsche Familien gekommen, welche sich nach der Sitte der Zeit französierten und die französische Kultur, wie früher die italienische, vermittelten. Man darf nur die Schlösser in Steiermark mit denen in Böhmen und Mähren vergleichen; die erstern sind fast alle burgartig und im Renaissancestil, die letztern im Rokokostil gebaut. Wenn man durch die Säle dieser Schlösser geht, tritt einem überall das vorige Jahrhundert mit seiner steifen Grandezza, mit seiner gepuderten falschen Antike und seiner hausbacknen Gelehrsamkeit entgegen. Aus diesen Schlössern ist eine Reihe von Männern hervorgegangen, ausgezeichnet durch ihre praktische Tüchtigkeit im Krieg und im Frieden, aber in der Teilnahme für die geistige Bildung der Zeit wurden sie von ihren Frauen überragt. „Die Erziehung, die wir unsern Frauen geben — schreibt einmal Leopoldine Kaunitz an ihre Schwester —, ist gut, die unsrer Söhne schlecht. Man lehrt sie größtenteils unnütze Dinge; was am allernotwendigsten ist und das Glück des Lebens bildet, nämlich sich

selbst beschäftigen, daran denkt man nicht. Du findest bei uns viele Frauen, welche die Lektüre lieben und trachten, sich zu unterrichten; aber es giebt nur wenige Männer bei uns, welche sich darum kümmern; die meisten spötteln, wenn man ein gutes Buch liest oder von interessanten Geschichten spricht, ohne zu wissen warum. Das kommt daher, weil sie in ihrer Jugend nur lateinische Bücher in die Hand bekommen und ihre Zeit mit einem abstoßenden langweiligen Studium ausgefüllt ist."

Der österreichische Adel hatte seine Freiheiten längst zu den Füßen der Habsburger niedergelegt, und seit Ferdinand II. gab es in den Landstuben der Provinzen keinen Widerstand mehr. Die vornehmsten Geschlechter hatten selbst an dem Aufbau des absoluten Österreichs mitgearbeitet und blieben die Hauptstützen desselben bis in die Neuzeit. Bei aller Schärfe des absoluten Regimes unter Leopold I. und Karl VI. war Österreich ein föderativer Staat und wurde aristokratisch regiert, denn die ersten Stellen in der Armee, die Minister-, Gesandten- und Statthalterposten, die Bischofsstühle und Domherrnpräbenden, waren fast durchaus von den Söhnen der adelichen Geschlechter besetzt. Der Adel umgab den Hof, leitete die Regierung und beherrschte das Volk. Auch als Maria Theresia den einheitlichen Staat gegründet hatte, fügte sich der Adel in allen Provinzen, sogar in Ungarn. Erst als in der Reformperiode von 1765 an das Feudalverhältnis angebrochen wurde und über den Trümmern der alten Ordnung ein neuer Staat mit gleichartiger Prägung und vornehmlich bürokratischen Formen erwuchs, trat der Adel allmählich in einen Gegensatz zur Krone. Dieser Gegensatz wurde in den ständischen Ausschüssen und im Ministerrate nur selten und leise ausgesprochen, auch nicht gehört, aber er zog trotz der mannichfaltigen Neigungen zur Aufklärung immer weitere Kreise und öffnete eine Kluft, in welcher ein großer Teil der josephinischen Reformen begraben ward.

So lange Maria Theresia lebte, hat die politische Strömung das gesellschaftliche Leben des Adels nicht gestört. Wer vermöchte dieses heitere, innerlich bewegte Leben mit seinen Reizen und Genüssen zu schildern! Wir erkennen es nur aus den Briefen und Bildern jener Zeit. Im Frühjahr, wenn der Hof nach Laxenburg ging, zerstreute sich die ganze vornehme Gesellschaft in die Bäder und Schlösser. In fröhlichen Zügen streiften Herren und Frauen durch Park und Wald, über Feld und Wiesen, bald zu Fuß, bald zu Pferd, bald zum Vergnügen, bald um einen Besuch zu machen. Die Korridore und Säle hallten wieder von Musik und Gesang, von neckischen Scherzen und fröhlichem Gelächter, von Tanz und Spiel. An einsamen Tagen, wo auch die besten Wege nicht fahrbar waren, rückte alles zusammen und brachte soviel Unterhaltung, daß die Zeit rasch verging. Gewiß war in diesem Leben viel kindische Lust und Ausgelassenheit, aber es spielten auch heftige Kämpfe und Leidenschaften, Neigung und Abneigung, Leid und Entsagung aller Art hinein.

Eine größere Rolle spielt in den Briefen Eleonorens die Verbindung der jüngsten Kaisertochter Maria Antonie mit dem Dauphin von Frankreich. Wir erfahren da, was das spätere unglückliche Schicksal dieser Fürstin in natürlicher Weise vergessen machen mußte, daß ihr Charakter schon in jener frühen Jugend die bedenklichsten Blößen aufwies, die jeden Weitersehenden mit schweren Sorgen für ihre Zukunft erfüllen mußten. Die Erziehung Maria Antoniens, die ausschließlich mit Rücksicht auf ihre künftige hohe Stellung eingerichtet wurde, hätte bei ihrem Hang zum Leichtsinne gerade nach entgegengesetzten Normen geleitet werden müssen; so aber beschränkte man sich darauf, ihr die geläufige französische Aussprache und einiges wenige aus der Geschichte und Literatur beizubringen. Am 21. April 1770 nahm sie Abschied von ihrer Mutter und ihrer Vaterstadt, um sie niemals wiederzusehen. Eleonore Liechtenstein war von der Kaiserin eingeladen worden, die Prinzessin zu begleiten, hatte aber die Einladung abgelehnt. In den Wiener Kreisen berührte es unangenehm, daß die Dauphine in Straßburg ihre deutsche Begleitung entließ, ohne ein Wort mit den Frauen zu sprechen, mit denen sie als Kind gespielt hatte und die ihr in Treue und Anhänglichkeit gefolgt waren. „Die kleine Person, schrieb damals Eleonore, ist hier vollständig verdorben worden, indem man ihr immer nur von dem Glanz und den Festen, welche sie in Frankreich erwarten, erzählt hat.“ Die schriftliche Anweisung, welche Maria Theresia ihrer Tochter mitgab, berührte zunächst nur die religiösen Pflichten: wenn sie ihr Gebet sprechen, wie oft sie die Messe hören und wie sie ihre geistliche Lektüre einrichten solle. Aber die Kaiserin fügte noch einige Regeln über ihr persönliches Verhalten bei, und noch während der Reise schrieb sie: „Daß dich in kein Gespräch über die Jesuiten ein, weder für noch gegen sie, du kannst dich auf mich berufen und sagen, daß ich sie hochschätze, daß sie in meinen Ländern viel gutes geleistet haben, daß ich sie nicht verderben will; wenn aber der Papst den Orden aufheben will, werde ich kein Hindernis entgegensetzen. Über den Dauphin sage ich nichts, du kennst meine Zartheit in dieser Beziehung; das Weib ist in allem dem Manne unterworfen und soll nichts denken als ihm zu gefallen und seinen Willen zu thun. Das einzig wahre Glück auf dieser Welt ist eine glückliche Ehe, ich kann davon sprechen. Alles hängt von der Frau ab, wenn sie gefällig, sanft und unterhaltend ist.“ Bekanntlich unterhielt Maria Theresia bis an ihr Ende eine geheime Korrespondenz mit Graf Mercy, dem österreichischen Gesandten in Versailles, deren Gegenstand das Leben und Treiben der Tochter war. Als die letztere einst in einem Briefe ihren Gemahl als *le pauvre homme* bezeichnete, schrieb die Kaiserin in prophetischem Geiste an Mercy: „Was für ein Stil, welche eine Denkart! Das bestätigt meine Befürchtungen nur zu sehr; sie eilt mit Riesenschritten ihrem Verderben entgegen; ein Glück, wenn sie nur noch die Tugenden ihres Ranges bewahrt, indes sie sich zu grunde richtet.“

Am bekanntesten ist Eleonore von Liechtenstein durch ihr Verhältnis zu

Joseph II. geworden. Joseph liebte die Fürstin Jahre hindurch offen und innig; ob sie ihn wieder liebte, ist eine Frage, die wohl niemals genügend gelöst werden wird. Hat sie ihn geliebt, so hat sie es meisterhaft verstanden, ihre Gefühle zu verbergen und ihnen den Schein einer uneigennütigen Freundschaft zu geben. Bekanntlich hat Joseph nach dem Tode seiner zweiten Frau, der bairischen Josepha, trotz der eifrigen Gegenbemühungen des Hofes, nicht wieder geheiratet. Mit desto größerer Empfänglichkeit gab er sich dem Verkehr mit der Wiener Gesellschaft hin. Ganz besonders war es der sogenannte Kreis der fünf Damen, der ihn bis in seine letzten Tage mächtig fesselte. Die Perle dieses Damenkranzes aber war Eleonore Liechtenstein; außer ihr nahm daran Teil ihre Schwester Leopoldine Kaunitz, ferner ein zweites Schwesternpaar, die Fürstinnen Clary und Kinsky, und eine Fürstin Leopoldine Liechtenstein. Alle wohnten in dem von der Schenkengasse und Freieung gebildeten aristokratischen Viertel nahe bei einander und kamen jede Woche wenigstens einmal, später drei- bis viermal, gewöhnlich in den Abendstunden von acht bis zehn Uhr zusammen. Außer Joseph waren in diesem Kreise nur seine beiden treuesten Freunde, der Feldmarschall Laschy und der Oberstkämmerer Rosenberg, zugelassen. Alles Spiel war scharf verpönt; nur anregende Unterhaltung wurde getrieben, wobei die Damen in einfacher Haus toilette sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigten. Hier verlebte Joseph seine glücklichsten Stunden. Durch den Tod seines Vaters war er deutscher Kaiser geworden, während die Regierung der österreichischen Lande in den Händen der Mutter blieb, und Joseph zu einer ähnlichen Rolle wie sein Vater verdammt war. Unangenehme Konflikte konnten bei diesem Doppelverhältnis nicht ausbleiben. Aber auch sonst zeigte sich schon in den ersten Jahren der Mutter gegenüber eine weitgehende Meinungsdivergenz des Sohnes. Namentlich in einem Punkte, in den Anschauungen über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, war eine Verständigung zwischen beiden unmöglich. Maria Theresia war bigott und von unduldsamer Härte gegen akatholische Konfessionen. „Toleranz und Indifferentismus, schreibt sie einmal an Joseph, sind die wahren Mittel, alles zu untergraben; nichts ist so notwendig und heilsam wie die Religion. Willst du, daß jeder sich eine Religion nach seiner Phantasie bilden soll? Kein bestimmter Kultus, keine Unterwerfung, wohin kommen wir? Ruhe und Zufriedenheit würden aufhören, das Faustrecht und andre schreckliche Zeiten wiederkehren. Ich will keinen Verfolgungsgeist, aber noch weniger Indifferentismus und Toleranz; darnach will ich handeln. Ich wünsche zu meinen Ahnen hinabzusteigen mit dem Troste, daß mein Sohn ebenso religiös denke wie seine Vorfahren, daß er zurückkomme von seinen falschen Räsonnements, von den schlechten Büchern, daß er nicht jenen gleiche, die ihren Geist glänzen lassen auf Kosten alles dessen, was heilig, ehrwürdig ist, und die eine imaginäre Freiheit einführen wollen, welche in Zügellosigkeit und Umsturz übergehen kann.“ Als im Jahre 1770 gegen mährische Konvertiten mit der Strenge des alten

Strafgesetzes eingeschritten werden sollte, schrieb Joseph seiner Mutter: „Ich erkläre positiv: wer dieses geschrieben, ist unwürdig zu dienen, ein Mann, der meine Verachtung verdient.“ Welche Heftigkeit der Auffassung und des Ausdrucks liegt nicht in diesen Worten! Und rasch wie sein Urteil, war sein ganzes Wesen. Rasch war sein Gang, rasch seine Geberde, rasch sein Thun. Auf seinen Reisen ging es mit Bindeseile vorwärts, durch Nacht und Nebel, über reißende Ströme und wilde Gebirgspässe. Mehrmals war er in Lebensgefahr. Immer war er bereit zu lernen, er ging dabei ins Einzelne, ins Kleinste. Viel zu wenig hat er den Rat befolgt, den ihm der große Friedrich in Reise gegeben hatte: er möge sich nicht von Bagatellen erdrücken lassen, das ermüde den Geist und verhindere, an große Sachen zu denken. Sein Haushalt, seine Tagesordnung waren gleich einfach. Gern nahm er den Schein an, als wenn er niemanden bedürfe. Er war gewohnt zu befehlen, streng, rücksichtslos, oftmals gewaltfam, zerschmetternd und doch wieder gütig und mild, barmherzig, voll Verständnis für jedes Leid, zumeist für die Seufzer der Armen und Bedrängten. Er war seit Jahrhunderten der erste Fürst seines Stammes, welcher wieder in die offenen Kreise des Lebens hinaustrat, der erste Fürst, welcher ein erträgliches Deutsch sprach und schrieb. Wohin er kam, bezauberte er alle, hoch und niedrig, mit seinem offenen, freundlichen Wesen. In Deutschland war er in jenen Jahren der populärste Fürst, die Freude und die Hoffnung der Jugend.

Am 29. November 1780 starb Maria Theresia. Ihre letzten Lebensjahre waren für sie eine Quelle unausgesetzter Verstimmungen und Kränkungen. „Bin nicht mehr en vigueur — schreibt sie in jener Zeit einmal an Joseph —, bin allein, verlassen, der Tod meiner Freunde, die Irreligion, die Verschlechterung der Sitten, die Sprache, die man jetzt führt, alles das drückt mich nieder.“ Jetzt erst kam Joseph dazu, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens seine tiefeingreifenden Reformgedanken zur Ausführung zu bringen. Fassen wir den Gesamthalt und Charakter seiner Reformen in kurzen Worten zusammen, so werden wir sagen müssen, daß sein Staatsideal die absolute einheitliche Monarchie unter der Herrschaft des Gesetzes gewesen ist.

Es ist oben hervorgehoben worden, daß Oesterreich bis auf Josephs II. Zeiten herab mehr ein Föderativstaat, gelenkt von den Ständen und Korporationen des einzelnen Landes, als ein einheitlicher Staat mit stammer zentralisierter Verwaltung gewesen war. Hier mußte zuerst Hand ans Werk gelegt werden. Vor allem wurde den Ständen, den Grundherren und den Städten jede Ausübung einer obrigkeitlichen Thätigkeit entzogen, sodann allgemach ein ständisches Recht nach dem andern aufgehoben, bis endlich 1788 mit der Auflösung der Landtage die letzten Überbleibsel der alten Rechte zertrümmert waren. In den Städten hörte die alte Zunftgliederung auf, alle Bürger sollten in gleiche Pflichten und Rechte eintreten, auf dem Lande wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Zinsen und Frohnden wurden gesetzlich be-

stimmt, das persönliche und Eigentumsrecht des Bauers geschützt. Ein neues Zivil- und Strafgesetzbuch ward erlassen, das Unterrichtswesen nach neuen Grundsätzen geregelt, die deutsche Sprache als allgemeine Geschäftssprache eingeführt. Am tiefgreifendsten waren jedoch die kirchlichen Reformen, unter denen das *placetum regium*, das Toleranzedikt, die Beschränkung der bischöflichen Gewalt und die Aufhebung der Klöster obenan stehen. Schade nur, daß diese dringend notwendigen Maßregeln zu rasch und gewalthätig durchgeführt wurden, als daß sie in einem Lande wie Osterreich, in dem infolge der jahrhundertelangen Mißwirtschaft fast alle gesunden Keime abgestorben waren, einen Anspruch auf längern Bestand hätten haben können. Dennoch blieben ihre segensreichen Wirkungen nicht aus: wurden auch viele derselben von dem Thronnachfolger wieder aufgehoben, ja mußte sich Joseph selbst zur Zurücknahme mancher derselben entschließen, so blieben andre doch auch späterhin noch bestehen, wie es überhaupt gerade für das alte träge Osterreich schon von unermeslichem Werte war, daß einmal von oben herab die Ausrottung der überkommenen Mißstände energisch in die Hand genommen wurde. Die Wirkung der josephinischen Reformen auf die tiefer Gebildeten seiner Zeit schildert uns Herder in den „Briefen über die Humanität“ in folgenden Worten: „Joseph hat viel, sehr viel und weniges müßig gesehen und das Innere seiner Länder bis zum kleinsten Detail kennen gelernt. Er wollte nur billiges, nützlichcs, gutes. Oft war, was er wollte, nur die erste Pflicht der Vernunft und Humanität, der gesellschaftlichen Rechte. Golden sind seine Grundsätze, die er in mehreren Befehlen äußert, er kannte den Quell des Verderbens und nahm sich seiner bis auf den Grund an. Jede Saite des menschlichen Glends hat er berührt. Er unterlag nicht der Schwachheit der menschlichen Natur, sondern der von Kindheit auf genährten Allgewalt des Selbstherrschens. Nicht das Schicksal, die Natur der Dinge, der Wille seiner Unterthanen hat ihn gebeugt. Seine Fehler hat er mit ins Grab genommen; das Gute, das er gewollt, wird, obwohl einesteils in zerfallenden Resten, bleiben und dereinst glücklicher an den Tag treten, denn es ist dem größten Teile nach reines Gute zum Ertrage der Menschheit.“

Weniger anerkennend war die Stimmung im eignen Lande. Den Anhängern der Aufklärungstheorien, die gerade damals fast in ganz Europa in den Kreisen der Regierenden wie der Regierten tonangebend waren, erschienen die josephinischen Reformen als eine Halbheit; der Katholizismus blieb nach wie vor die Staatsreligion, der Protestantismus war nur geduldet, der Adel noch immer zu sehr begünstigt, die Verwaltung zu scharf und willkürlich. Die Anhänger der alten Ordnung wieder erblickten in den Reformen einen Eingriff in das göttliche und menschliche Recht, die Vernichtung des Adels, die schrankenlose Freiheit und den Beginn der sozialen Revolution. Die Beamten empfanden die gesteigerte Arbeit, die größere Verantwortlichkeit und die strengere Zucht als eine Last; der Adel, die Geistlichkeit, die Städte murrten über den Verlust

ihrer Sonderprivilegien, nur der Kleinbürger und der Bauer nahmen die Reformen wie eine Befreiung von alten, drückenden Fesseln auf. Auch in der Gesellschaft der fünf Damen machte sich offene Opposition gegen das neue Regime geltend. In den Abendunterhaltungen trug der Kaiser nicht selten seine Reformgedanken vor und verbreitete sich in lebhafter Selbstverteidigung über die neuerlassenen Gesetze. Aber niemals hat Eleonore Liechtenstein an dem Charakter ihres kaiserlichen Freundes gezweifelt; sie erkannte und achtete die offene Ehrlichkeit seines Wesens, seinen guten Willen, sein warmes Herz für alles, was das Wohl seines Volkes betraf. Daß sie durch dieses revolutionäre Vorgehen gegen die alten kirchlichen Einrichtungen beängstigt und verstimmt wurde, wer möchte dies ihrem Frauengemüt verargen?

Es ist bekannt, daß Joseph in den letzten Jahren seiner Regierung selbst Hand an die Zerstörung seines mit so unsäglichen Schwierigkeiten aufgebauten Werkes zu legen genötigt war. Anstatt daß mit den Jahren die neuen Einrichtungen gekräftigt worden wären, wurden sie vielmehr von der immer kühner auftretenden Opposition erfolgreich unterwühlt. Selbst der Bruder und Thronfolger, Großherzog Leopold von Toskana, einer der wenigen, denen Joseph sein ganzes Vertrauen schenkte und der zu Anfang zu den begeistertsten Anhängern seiner Reformen zählte, zog sich allmählich in das andre Lager hinüber. Dazu kam das Fehlschlagen der josephinischen Politik in den Niederlanden, in Ungarn, in den Beziehungen zu Preußen, Rußland und der Pforte. Joseph ist auch in seiner äußern Politik eine tragische Erscheinung dadurch gewesen, daß er stets nicht nur das Beste — denn welcher gewissenhafte Fürst wollte das nicht! — sondern auch das Richtige wollte, daß ihm aber dieses sein Wollen regelmäßig bei der Ausführung ins Gegenteil umgeschlagen ist. Zuerst schlug in Ungarn die Empörung in hellen Flammen auf, später folgten die katholischen Niederlande, Hand in Hand mit der gleichzeitigen französischen Revolution, bis zum völligen Abfall von Österreich. Den Schluß in dieser Kette von Unglücksfällen bildete der schlimme Ausgang des Türkenkrieges, in dessen Strapazen sich der Kaiser den Keim zu unheilbarem Siechtum holte. „Versunken in mein eignes Mißgeschick — schrieb er im Dezember 1789 an seinen Bruder Leopold — und in das des Staates, mit einer Gesundheit, welche mich jeder Erleichterung beraubt und nur die Arbeit noch peinlicher macht, bin ich gegenwärtig der Unglücklichste unter den Lebenden; Geduld und Ergebung sind meine einzige Devise. Du kennst meinen Fanatismus, darf ich sagen, für das Wohl des Staates, dem ich alles geopfert habe; das bischen guten Ruf, das ich besaß, das politische Ansehen, welches die Monarchie sich erworben, alles ist dahin; beklage mich, mein teurer Bruder, und möge Gott dich vor einer ähnlichen Lage bewahren!“ Fast schon auf seinem Totenbette unterzeichnete Joseph den berühmten Widerruf seiner Gesetze in Ungarn und vernichtete damit für Jahrzehnte den Kulturfortschritt in diesem Lande. Einsam und verlassen brachte er die letzten Lebens-

tage hin, keine liebende Hand legte sich über seine Augen, die Geschwister hielten sich herzlos abseits, nur sein Liebling, seine Nichte Elisabeth von Württemberg, ließ sich, obgleich sie ihrer Entbindung entgegen sah, in einer Sänfte an das Sterbelager tragen, wurde aber schon nach den ersten Worten des Kaisers so ohnmächtig, daß man sie wegbringen mußte. Am nächsten Tage that sie eine Fehlgeburt, und am andern Morgen war sie eine Leiche. „Und ich lebe noch,“ rief Joseph bei dieser Kunde aus. Der letzte Gruß galt den fünf Damen; am Vorabend des Todestages brachte Laschy ihnen ein Abschiedsbillet des Kaisers. In der Frühe des 20. Februar hauchte Joseph nach kurzem Todeskampfe seine große und edle Seele aus. „Die Geschichte — fügte die »Wiener Zeitung« der Todesnachricht bei —, wird ihm die Gerechtigkeit leisten, daß er mächtige Ururteile zum Teil glücklich besiegt und daß er großen Wahrheiten nicht nur den Weg zum Thron eröffnet, sondern auch einen ausgebreiteten Einfluß verschafft hat. Er hat auch in der kurzen Zeit seiner Regierung so viele wichtige Anstalten gemacht und so viele segensvolle Denkmäler der Weisheit und Güte hinterlassen, daß der Dank der Nachkommenschaft seinen Namen verewigen wird.“

Mit dem Tode ihres kaiserlichen Freundes erlosch auch Eleonorens Glückstern. 1789 war ihr Gemahl an einem Faulfieber, das er sich im türkischen Feldzuge geholt hatte, gestorben; 1795 fiel ihr ältester Sohn, auf den sie große Stücke gehalten hatte, im Duell von der Hand des Barons von Weichs, eines jungen Domherrn aus Osnabrück. Gegenstand des Streites soll die schöne und geistreiche Fanny Arnstein, eine geborne Kzig aus Berlin, die Gattin des Bankiers und schwedischen Generalkonsuls Nathan Adam Arnstein, gewesen sein, in deren Salons sich alles zusammenfand, was Wien an Intelligenz aufzuweisen hatte. Sie hat eine gewisse Bedeutung für die Geschichte Wiens, denn sie vertrat hier zuerst jene Bewegung im Jubentume, welche in Berlin mit Mendelssohn begonnen hatte und in der Rahel ihren Gipfelpunkt gewann. Der zweite Sohn, Wenzel, der für den geistlichen Stand bestimmt war, machte der Mutter durch seinen leichtsinnigen Lebenswandel vielen Kummer; erst als er das Pfaffenkleid abgelegt hatte und Soldat geworden war, besserte sich seine Aufführung. 1795 starb Leopoldine Kaunitz, die teure Schwester und Beraterin. Sie hinterließ nur eine Tochter, welche noch in demselben Jahre den Grafen Clemens Metternich, den spätern österreichischen Staatskanzler, heiratete.

Nachdem Eleonore Liechtenstein in ihrer Jugend den höchsten Glanz der österreichischen Monarchie unter Maria Theresia gesehen und späterhin Joseph II. näher als irgend eine andre Frau gestanden hatte, mußte sie am Ende ihres Lebens den Zusammensturz des alten Staatsgebäudes mit erleben. Sie starb an demselben Tage, an welchem die Reste der großen Armee die Beresina zu überschreiten begannen.

Eleonore war eine Frau, deren Wert erst dann erkannt werden kann, wenn sie mit eignem Maße gemessen wird. Ihr Leben fiel in die zweite Hälfte des

achtzehnten Jahrhunderts, aber ihre Bildung wurzelte in der Kultur der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und war deswegen ganz französisch. Sie verstand wenig von der bildenden Kunst, wenig von der Musik und noch weniger von den Naturwissenschaften; nur in der Geschichte und Literatur besaß sie gründliche und umfassende Kenntnisse, die sie aber nicht im Kloster zu Straßburg, sondern durch spätere fleißige Lektüre erworben hatte. Sie fing mit den französischen Klassikern an und endete mit den deutschen. Nur Rousseau ist ihr zeitlebens fremd geblieben. „Ich danke Gott, sagte sie 1806, daß ich niemals die Werke dieses verführerischen Autors gelesen habe; mein Abbé hielt mich immer davon zurück, er hätte mir eher Voltaire erlaubt.“ Im Wiener Verkehr lernte sie zwar Deutsch, aber sie vermochte sich darin nur unvollkommen und schwer auszudrücken, und wenn sie auch später die besten Werke der deutschen Literatur kennen gelernt hat, den tiefen Gehalt derselben hat sie nicht erfaßt, so wenig wie den Wohlklang, die Kraft und Innigkeit der deutschen Sprache. Sie erkannte dies und drang bei ihren Kindern frühzeitig darauf, daß sie deutsch denken, sprechen und schreiben lernten. Sie munterte ihre Tochter auf, deutsche Briefe zu schreiben; „wenn du auch nicht so gut schreibst als die Frau Herder, welche sich durch ihr ganzes Leben geübt hat und unter einem solchen Meister, wie ihr Mann ist.“ Dagegen blieb sie den Aufklärungstheorien zeitlebens abgeneigt, indem sie in ihnen nur die Negation aller positiven Religion und der altüberkommenen sozialen Verhältnisse erblickte. Ein wahres Entsetzen mußte ihr daher die französische Revolution einjagen. In der Politik war sie eine Freundin der alten feudal-föderalistischen Zustände, wenn sie auch wohl erkannte, daß dieselben nicht für jede Zeit paßten. Als 1802 eine Restauration der thesesianischen Staatsordnung angestrebt wurde, sagte sie: „Die Zeit der Kaiserin Maria Theresia war vielleicht die glücklichste für die Monarchie, aber ich wünsche sie nicht zurück; ist auch nicht möglich, die politischen Verhältnisse sind anders geworden.“ Mit ganzer Seele hing sie an der alten Ordnung des Reiches, und als dieselbe zusammenbrach und das Kaisertum sang- und klanglos zu Grabe getragen wurde, war sie tief erschüttert. Sie war ein durch und durch gesunder und offener Charakter, alles Mystische und Phantastische war ihr zuwider. Es erregte nur ihre Heiterkeit, als in den siebziger Jahren Mesmer mit dem tierischen Magnetismus seinen Schwindel trieb, als Gall über die Schädellehre Vorlesungen hielt und der Abenteurer Casanova so viele wundersüchtige Frauen begeisterte. Ebenso haßte sie alle Geheimthuerei und Geheimbünderei und wollte weder von den Freimaurern und Illuminaten, noch von den Rosenkreuzern etwas wissen.

Breslau.

Christian Meyer.

